


Deutschen Rundschau

Nr. 38. Bromberg, den 23. Februar 1926.

# Der Schuß ins All.

Ein Roman von morgen.

Von Otto Willi Gail.



(4. Fortsetzung.) 

Sein ganzes kunstvoll aufgebautes Hypothesengebäude wankte. Er hatte sich blamiert als Detektiv, glücklicherweise nur vor sich selbst. Ganz konfus wurde er. Was hatte er denn erwartet? Was war denn natürlicher, als daß diese Frau Mertens den Mädchennamen Weiß führte — was ging ihn denn diese Person an, die einst Assistentin bei seinem Schwager war und dann einen Herrn Apotheker Mertens in Berlin heiratete? Warum hielt er sich für verpflichtet, den Schild über diese Frau zu halten?

Wahrlich, diese Frau Mertens war nicht wert, daß sie nun auch noch die Gedanken eines Samuel Finkle beherrschte. Aber — hielt er denn den Schild wirklich über Frau Mertens? Doch nur über Natalka, die sein Gustl im Herzen trug. Sein Gustl, den er rein waschen wollte von dem unausgesprochenen Vorwurf, einer unwürdigen, geistlosen Frau ins Garn gegangen zu sein.

Aber Natalka und diese Frau Mertens waren doch ein und dieselbe Person!

Mißmutig schob er sich in den überfüllten Untergrundbahnwagen, wand sich zwischen spitzen Hutnadeln und glimmenden Zigaretten hindurch, bis er im Gedränge festgekeilt stecken blieb zwischen zwei langen gestikulierenden Berlinern, die sich über seinen Kopf hinweg unterhielten. Das störte Sam in seinen ohnehin bereits hilflosen verwirrten Kombinationen. Mechanisch griff er in die Tasche, um seine Pfeifen vor dem Erdrücktwerden zu beschützen, und fühlte dabei den Brief Natalkas zwischen den Fingern.

„Richtig, ja — mit diesem Brief stimmte etwas nicht. Wie war das doch?“

Ängstlich klammerte er sich an den Gedanken und suchte ihn herauszuziehen aus dem Chaos, in dem jede Logik zu versinken drohte. „Brief — Brief“, murmelte er vor sich hin, um ja nicht wieder zu vergessen, daß mit diesem Brief eine Unstimmigkeit verbunden sei, über die er noch nachdenken müsse.

Am Nollendorfplatz hielt er es nicht mehr aus in dem Gedränge und arbeitete sich aus dem Wagen. Erstaunt und lächelnd sahen einzelne Fahrgäste dem dünnen Männchen nach, das immer das Wort „Brief — Brief“ vernehmbar vor sich hinsagte und wie gehetzt davonjagte.

Erschöpft ließ sich der alte Sam auf einer Bank nieder. Er begann seine Gedanken in Parade aufmarschieren zu lassen und in seinem Innern wurde es wieder licht.

„Wenn Frau Mertens und Natalka identisch sind,“ sagte er laut zu sich, wie ein Examinator zum Kandidaten, „warum schreibt sie dann nicht von Budapest aus an Korf? Warum wählt sie den ungewöhnlichen Umweg über Berlin? Warum erzählt sie von einer Apotheke, die längst nicht mehr existiert? Warum schreibt sie überhaupt diese Briefe auf Vorrat? Und wer gibt diese in Berlin auf, genau an den Tagen, die auf den verschlossenen Umschlägen vermerkt sind? Sollte sie irgend einen Vertrauten hier haben, der diese Briefe besorgt?“

Er sah nochmals nach dem Poststempel. Es war der Stempel des Postamtes in der Uhlandstraße.

Vielleicht dieser Hausmeister, der so viel wußte und dessen Ehr- und Anstandsgefühl erst eines Anstoßes des Herrn Zollamtmanns im ersten Stock bedurft hatte, um in die übliche Entrüstung zu geraten! Wie hatte er doch vergessen können, sich danach zu erkundigen?

Gedacht, getan! Rasch machte er sich auf den Rückweg. Er verzichtete diesmal auf das teuflische Verkehrsmittel, das ihm alle Gedanken zu Mus zerstampfte, und ging zu Fuß.

Erstaunt sah der Hausmeister seinen Besucher nochmals erscheinen. Nicht übermäßig freundlich empfing er ihn — das schäbige Fünfzigpfennigstück hatte seiner Meinung über Herrn Finkle einen empfindlichen Stoß versetzt.

„Guter Gott! Was wollen Sie denn schon wieder?“

„Ich habe ganz vergessen, Herr Hausmeister, Ihnen meinen Namen zu nennen“, sagte der alte Sam, entschlossen, aufs Ganze zu gehen, „ich heiße August Korf.“

„Aus Friedrichshafen?“ platzte der andere überrascht heraus,

„Ganz richtig, Herr Hausmeister, aus Friedrichshafen. Wie Sie das doch wissen!“ Aha — der Mann war der Postbote der Frau Mertens. Ruhig und sicher fuhr Sam fort: „Sie haben ja noch einige Briefe von Frau Mertens an mich. Da können Sie sich das Porto sparen. Ich nehme sie gleich mit.“

„Ich soll die Briefe aber erst an bestimmten Tagen aufgeben! Und weiß ich denn, ob Sie wirklich Herr Korf sind?

„Woher sollte ich sonst von den Briefen wissen, guter Mann! Übrigens, wenn Sie die Briefe nicht herausgeben wollen — so wichtig ist mir die Sache nicht — meinetwegen stecken Sie sie alle in den Ofen!“ Damit wandte sich Onkel Sam zum Gehen.

„Haben Sie wohl die Nase voll von der Mertens?“ rief der Portier hämisch. „Wenn Sie mir Ihre genaue Adresse sagen und wenn Ihre Angabe mit der Aufschrift der Briefe übereinstimmt, dann können Sie sie in Gottesnamen mitnehmen. Ich bin froh, wenn ich sie los habe.“

Langsam wandte sich Finkle um, nannte nachlässig die Wohnung seines Friedrichshafener Freundes und nahm dann ein kleines Paket in Empfang, das er in seiner Brusttasche verstaute.

Seine gute Laune war wieder hergestellt, als er die Mietskaserne an der Uhlandstraße auf Nimmerwiedersehen verließ.

## 7.

## Der Punkt am Himmel.

Nachmittag am Potsdamer Platz.

Ein scheinbar unentwirrbares Knäuel von Wagen, Autos, Omnibussen und Straßenbahnen! Und Lärm — Lärm und wieder Lärm! Vom Potsdamer Bahnhof her tönen die Pfiffe der einfahrenden Lokomotiven — aber sie können nicht aufkommen gegen die schrill gellenden Rufe der Zeitungsjungen:

„B. Z. am Nachmittag — Tageblatt — Börsenkurier — B. Z.!!“

Onkel Sam hielt sich die Ohren zu, als er den belebten Platz überquerte und in die Leipziger Straße einbog.

„Verdammtes Geschrei!“ schimpfte er. „Als ob nicht ohnehin genug Getöse wäre an der zugigen Ecke!“

Einen Augenblick verstummten die Rufe der Zeitungsverkäufer — sie mochten wohl neue Blätter in Empfang nehmen — um aufs Neue anzuschwellen — lauter als zuvor.

„Sondertelegramm der B. Z.! — Das Geheimnis der Mondfahrt! — Die Rakete entdeckt! —“

Onkel Sam horchte auf. Die Rakete entdeckt? Im Eifer seiner Tätigkeit als Amateur-Detektiv hatte er den

Endzweck seiner Nachforschungen, die Rakete, gänzlich aus den Augen verloren. Er kaufte sich rasch eines der noch druckfeuchten Blätter und durchflog es hastig.

### Die Mondrakete gefunden!

Nach einer Meldung der Lick-Sternwarte in Kalifornien wurde in der Nacht vom 8. auf 9. September gegen 5 Uhr morgens — nach unserer Zeit also am 9. September mittags — am Osthimmel ein bläulich leuchtender Lichtpunkt beobachtet, der sich mit großer Geschwindigkeit auf den Mond zu bewegt, und im Zeitpunkt der Beobachtung etwa zweitausend Kilometer von der Erde entfernt war.

Es handelt sich hier zweifellos um die Rakete Suchinow, die augenscheinlich eine Phasenbeleuchtung ähnlich wie der Mond aufweist und gegenwärtig im ersten Viertel erscheint. Dadurch ist erwiesen, daß die Rakete kein Eigenlicht besitzt und lediglich durch die Sonnenstrahlen sichtbar wurde. Es erklärt sich damit auch die bisherige Unauffindbarkeit der Rakete, die mutmaßlich erst sechsunddreißig Stunden nach dem Start aus dem Erdschatten heraustrat.

Da die Beobachtung am Lick-Observatorium etwa vierzig Stunden nach Abschluß datiert und die Rakete in dieser Zeit die Hälfte der Gesamtstrecke zum Mond zurückgelegt hatte, dürfte mit der Erreichung des Mondes achtzig Stunden nach Abfahrt, also heute Nacht gegen fünf Uhr morgen M. E. Z. zu rechnen sein. Hoffentlich klärt sich der Himmel so weit auf, daß das sensationelle Ereignis auch von unserer Warte Babelsberg verfolgt werden kann.

Um unseren Lesern von vornherein eine Enttäuschung zu ersparen, weisen wir darauf hin, daß es natürlich ausgeschlossen ist, den Vorgang mit bloßem Auge wahrzunehmen. Selbst in dem Riesenteleskop der Lick-Sternwarte erschien die Rakete bei über tausendfacher Vergrößerung nur als kaum erkennbares Lichtpünktchen. Es wird daher ziemlich zwecklos sein, heute nacht den Himmel mit Feldstechern oder gar Operngläsern abzusuchen."

Onkel Sam faltete das Blatt langsam und sorgfältig zusammen, steckte es in die Tasche und begab sich in die „Traube", um Leib und Seele zu neuen Taten zu rüsten.

Merkwürdig — achtzig Stunden von der Erde zum Mond! Genau die gleiche Zeit hatte seinerzeit der an Amerika abgelieferte Zeppelin-Luftkreuzer von Friedrichshafen nach Lakehurst zur Überquerung des Atlantischen Ozeans gebraucht.

Ob wohl jemand in dem zerbrechlichen Ding da oben saß, das heute Nacht dem Mond eine Visite abstatten sollte?

Dann eilten seine Gedanken wieder in die Uhlandstraße zu dem Hausmeister. Ein unverschämter Geselle — aber Sam trug ihm nichts nach — hatte er doch durch ihn wertvolle Aufklärungen erlangt! Er wußte nun, daß — — ja, was wußte er denn nun eigentlich? Daß Frau Mertens Natalka und Natalka Frau Mertens war? War die Sache durch diese „Aufklärung" nicht erst recht verwickelt worden?

Er nahm das Paket mit den Briefen vor. Acht Umschläge, die sämtlich in den bekannten festen Schriftzügen die Adresse Korfs trugen — völlig gleichlautend, sogar der dicke Strich unter dem Wort Friedrichshafen wiederholte sich genau in Stärke und Richtung. Da gab es keinen Zweifel mehr — die Briefe waren sämtlich zur gleichen Zeit mit der gleichen Tinte geschrieben.

„Eine respektable Leistung!" sagte sich Onkel Sam, „ein Dutzend Briefe auf einmal zu schreiben! Kein Wunder, daß dabei nichts Geistreiches herauskommt! Immerhin — es läßt auf Energie und Ausdauer schließen."

Dann studierte er die in den Markenecken angebrachten Daten. Es interessierte ihn, wie lange Natalka seinem Gustl noch diese zarten Aufmerksamkeiten zugedacht hatte.

„Famos! Diese Frau denkt sogar! Natürlich durfte sie die Korrespondenz nicht plötzlich abbrechen. Das müßte auffallen. Also läßt sie die Abstände größer und größer werden und die Schreiberei schön langsam einschlafen. Hm! Diese Natalka ist nicht so dumm, als der Inhalt der Briefe erwarten ließ."

Er hatte große Lust, die Umschläge zu öffnen. Aber er wagte es doch nicht, in die „Geheimnisse" seines Schwagers einzudringen. Korf könnte das übel nehmen.

„Na, ich kann mir ja denken, was es da zu lesen gibt," tröstete sich Sam. Dann spann er sein Garn weiter. Lange dachte er nach, schmiedete Pläne, verwarf sie wieder — kombinierte wie der pfiffigste Kriminalbeamte — und als er bei Dunkelheit das Lokal verließ, war ein fester Entschluß in ihm gereift.

Zunächst ging er auf ein Telegraphenamt und gab zwei Depeschen nach Budapest auf und eine an M. Suchinow, Trans-Cosmos, Bukarest.

Nachdem er sich beim Reisebüro noch eine Schlafwagenkarte nach Wien hatte ausstellen lassen, begab er sich in sein Hotel, erklärte dem verdutzten Portier, daß er das bestellte Zimmer nicht mehr brauche, und packte seinen kleinen Handkoffer wieder ein.

Fröhlich pfeifend fuhr er dann zum Schlesischen Bahnhof.

## 8.
### Sorgen.

Wohl jeder, der die vielbrückige Metropole an der Dimbovita besucht hat, kennt die Calei Victoria, die große Bummlerstraße, in der man sich des Nachmittags zum Rendezvous trifft, und die weltberühmte Konditorei Riegeler am Boulevard Elisabeth.

Bukarest, Calei Victoria und Riegeler — das sind Begriffe, die untrennbar zusammengehören, etwa wie München, Oktoberfest und Hofbräuhaus.

Bei Riegeler wimmelt es immer von Menschen, zu welcher Tageszeit man auch den langgestreckten Raum betreten mag. Hier löffeln die höheren Töchter ihre Schlagsahne, hier sitzen — den Halbzylinder im Nacken — die Bankiers, die auf einen Cobbler von der nahen Börse herüberkommen, hier stricken die geschwätzigen Kaffeetanten, die anscheinend international und überall auf dem Erdball anzutreffen sind, endlose Strümpfe und vertilgen Berge von Kuchen und gezuckerten Mandeln; hier schlemmen Genießer aller Nationen in den Symphonien von süßen Raffiniertheiten, deren Geheimnisse der Konditorei noch nicht entrissen worden zu sein scheinen.

In Rumänien nascht man überhaupt gerne — mehr als anderswo — und man findet es ganz in der Ordnung, wenn auch der seriöse Spießbürger an den Herrlichkeiten nicht vorübergeht und stundenlang — in Mantel und Hut und den Stock in der Hand — an den kleinen Marmortischchen sitzt und sich andächtig dem Genusse der neuesten Riegelerschen Kollektion hingibt.

Hier finden wir auch am Spätnachmittage des zehnten September Romano Vacarescu im eifrigen Gespräch mit dem Generaldirektor der Trans-Cosmos-Aktiengesellschaft, Dimitri Suchinow.

Die Unterhaltung schien ziemlich einseitig zu sein. Der kleine korpulente Geldmann hielt Suchinow am Rockknopf fest, drückte ihn auf einen Stuhl und sprach eifrig auf ihn ein. Suchinow hörte kaum hin — er hatte es eilig. Er wollte noch in seinem neuen Büro an der Calei Victoria nach etwa eingelaufener Korrespondenz sehen und dann zum Observatorium hinausfahren. Die Luft war heute rein und durchsichtig und verhieß eine einwandfreie Beobachtung, was gerade heute um so wichtiger war, als in dieser Nacht die Rakete in die Fangarme des Mondes geraten mußte.

Er war unruhig und nervös und verspürte wenig Lust, die Lamentationen des Mannes anzuhören, dem es weniger um das Schicksal der Rakete als um den Kurs seiner Aktien zu tun war.

„Eines noch, Monsieur Suchinow! Ist das Unternehmen nun als halbwegs geglückt zu bezeichnen? Sie wissen, ich habe die Majorität der Trans-Cosmos-Aktien gezeichnet; die letzten drei Tage der Unsicherheit haben den Kurs derart erschüttert, daß — —"

„Lieber Gott — ja!" schnitt Suchinow weitere Erörterungen ab. „Die Rakete zeigt zwar eine wesentlich kleinere Geschwindigkeit, als ich zuerst errechnet hatte."

„Und die Folgen?"

„Nur die einer längeren Fahrdauer, wenn — —" Er schien nach geeigneten Worten zu suchen.

„Wenn?" drängte Vacarescu in einem Gemisch von Angst und Ungeduld. Er rückte näher, um ja kein Wort von den Erklärungen des Erfinders zu verlieren.

„Wenn die Rakete dem Mond nicht zu nahe kommt. Doch Skoryna wird sich hüten."

„Und wenn er doch zu nahe herangeht, was dann?" Der Finanzier beugte sich ganz nahe über das Gesicht Suchinows, als wollte er ihm die Antwort von den Lippen saugen. „Halten Sie es für möglich, daß die Rakete auf den Mond stürzt?"

„Keinesfalls. Es wird dann nur schwierig und zeitraubend sein, vom Mond wieder weg zu kommen!" lautete die vorsichtige Antwort.

„Mit wieviel Prozent Wahrscheinlichkeit wird nun die Rakete wohlbehalten zurückkehren?"

„Wollen Sie den Kurs Ihrer Aktien darnach berechnen?" sagte Suchinow mit leisem Spott, der Vacarescu reizte.

„Sie haben allerdings nichts dabei zu verlieren — Sie können nur gewinnen. Aber mein Geld — mon cher — kann über Nacht am Mond kleben. Das sage ich Ihnen — sobald die Aktien auf pari stehen, schlage ich los. Ich habe genug von dem „Schuß ins All", ich möchte die vergangenen Tage nicht noch einmal durchmachen."

Laut und schnaufend schrie Vacarescu.

„Mäßigen Sie sich, mein Herr, wir sind hier nicht an der Börse! Im übrigen irren Sie sich in der Verteilung der Risiken. Laufe ich nicht Gefahr, viel — viel mehr zu verlieren als Sie?" sagte Suchinow scharf. Auf seiner Stirne stand eine senkrechte Falte.

„Das wäre!“ lachte Vacarescu höhnisch.

„Im Falle einer Katastrophe ist mein ganzes Lebenswerk vernichtet und — Skoryna! Sie vergessen, daß ein Menschenleben auf dem Spiele steht.“

„Das mich dann zwanzigtausend Pfund kostet — ist das nichts?“

„Wir wollen nicht streiten, Monsieur Vacarescu — gerade jetzt, wo wir alle Hoffnung haben können, daß die Expedition glücklich zu Ende geführt wird. — Au révoir, Monsieur!“

Rasch entschlüpfte Suchinow dem Dicken. Er wand sich zwischen den Marmortischchen ins Freie und eilte quer über den Boulevard, ohne sich umzusehen. Vacarescu wurde lästig mit seinen ewigen Geldsorgen. Es stand wahrhaftig mehr auf dem Spiele, als das Schicksal von einigen Tausend Pfunden.

(Fortsetzung folgt.)

# Zwei brennende Tropfen.

Skizze von **Hedwig Teichmann.**

Die vier Herren saßen rauchend und plaudernd um den Tisch, während draußen die Winternacht mit Stürmen und Gestöber über die Dächer jagte.

Der Pfarrer, der gleich dem Hausarzt den kränklichen Gutsherrn zweimal in der Woche besuchte, beendete soeben seinen Bericht von dem Schwerverbrecher, den man heute eingefangen hatte. Der Gutsverwalter meinte schaudernd: „Wie solch einem Kerl jetzt zu Mute sein muß! Ich glaube, die Reue, die eines Verbrechers Brust durchwühlt, macht schon einen Teil seiner Strafe aus.“

Der kranke Hausherr Karl Riedl sagte leise: „Nicht alle empfinden Reue, und oft läßt manchen eine sehr böse Tat kalt, während eine kleiner erscheinende die heftigste Scham und Reue zu erwecken vermag.“

Der Arzt erläuterte den andern: „Wie ich hörte, war Herr Riedl, bevor er dies Gut erbte, Direktor einer großen Strafanstalt — nicht wahr, Herr Riedl?“

Der schüttelte den Kopf. „Nicht Direktor — aber ich gewann Einblick in so manche Seele. Lassen Sie mich Ihnen einen Fall erzählen. Warten Sie — der Sträfling hat die Begebenheit einmal selbst aufgeschrieben und mir übergeben. Er soll selbst zu Ihnen sprechen in seiner ureigensten Sprache.“

Mühsam erhob er sich und kramte in einer Lade. Herr Riedl war erst ein paar Wochen Herr des schönen Gutes, das ihm durch Erbschaft zugefallen war. Über seinem früheren Leben lag tiefstes Dunkel. Er war aufgetaucht, blaß, krank und etwas scheu, und der Hausarzt wußte, daß er nicht lange mehr zu leben hatte.

Der Gutsherr hatte die Geschichte gefunden und kehrte mit beschriebenen Blättern zurück, aus denen er mit leiser Stimme, oft innehaltend, zu lesen begann:

„Von meinem ganzen Leben bereue ich nur zwei Taten. Die sind wie glühende Tropfen, die auf meine Seele fielen, und dort brennen sie noch heute. Sie sind die ersten Marksteine auf der langen Straße der Verbrechen, der Straße, die abwärts führte in ein tiefes dunkles Tal. Ich war bescheidener Leute Kind, doch talentiert und ehrgeizig. Der Vater ließ mich studieren, und so kam ich in Kreise, die mich gesellschaftliche Bildung — aber auch den Lebensgenuß lehrten. Eitel, wie ich war, wollte ich überall mittun und hatte doch nicht die Mittel dazu. Da fing ich mit kleinen Schwindeleien, Unredlichkeiten an, die mir glückten, wobei mir mein Äußeres sehr dienlich war. Ich sah ungemein ehrlich und unschuldig aus. Oft lag die Schuld klar zutage. Wenn ich aber die Menschen mit meinen blauen Augen ansah und treuherzig leugnete, erlosch sofort jeder Verdacht in ihnen. So ging es abwärts von Stufe zu Stufe. Damals, bevor der erste brennende Tropfen fiel, hatte ich schon manches hinter mir. Ich konnte wegen Geldmangel nicht weiter studieren, half meinem Vater in seinem kleinen Geschäfte und unternahm Vertriebsreisen. Da war mir einmal nach einer toll verbrachten Nacht das Geld ausgegangen, so daß ich nicht allzuweit von meiner Heimatstadt die Reise unterbrechen mußte. Ich hatte Hunger und besaß nichts, nichts. So bummelte ich in der fremden Stadt umher und trachtete irgend etwas zu stehlen. Vor einer Buchhandlung blieb ich stehen, weil Bücher mich immer anlockten; sie waren das helle Licht in der trostlosen Finsternis meiner Seele. In der Auslage waren Bücher einer ortsansäßigen Heimatschriftstellerin ausgestellt. Ich trat rasch entschlossen in den Laden und verlangte eines ihrer Bücher. Man zeigte sie mir alle. Ich tat, als ob ich wählte. Dabei las ich von Personen, deren Namen ich mir merkte und lernte Aussprüche auswendig. Meinem glänzenden Gedächtnis fiel es nicht schwer. Währenddem plauderten wir über diese Dichterin, und ich erfuhr allerlei Wertvolles. Dann verließ ich den Laden mit einer Ausflucht und wanderte zu dem Heim der bekannten Frau. Es lag etwas außerhalb der Stadt. Auf mein Läuten erschien eine große schlanke Dame, die ich sofort fragte, ob ich die Dichterin vor mir habe. Als dies bejaht wurde, äußerte ich mein Entzücken, sie endlich kennen zu lernen. Dann erzählte ich, daß ich Dramen schriebe und sozusagen ein Kollege von ihr wäre. Ich bemerkte auch, daß ich gern etwas über die Schriftstellerin schreiben möchte. Daraufhin führte sie mich in ihr behagliches Zimmer. Rasch verwirklichte ich meinen Plan, ließ die Aussprüche aus ihren Werken aufblitzen, führte die Personen vor, die ich mir gemerkt hatte, berief mich auf bekannte große Persönlichkeiten und fragte zum Schluß dieses Schnellfeuers, warum sie so zurückgezogen lebe. „Ihre Werke sind bekannt, gewiß, aber Sie selbst nicht. Sie müssen teilnehmen an unseren Zusammenkünften — Vorlesungen halten! Ich werde Sie einführen, denn ich bin überall bekannt. Dann machte ich mir einige Notizen über sie und erzählte ihr von meinem bescheidenen Schaffen. Sie lauschte mit roten Wangen und leuchtenden Augen. Wohl merkte ich, daß sie von Zeit zu Zeit meinen schäbigen Anzug, meine unsaubere Wäsche musterte. Da sagte ich mit unschuldig blauem Augenaufschlag: „Ja, nicht wahr — ich sehe nicht mehr gut aus. Ich muß leider noch das Exportgeschäft meines Vaters fortführen und komme eben von einer großen Reise zurück. Ich leide selbst schon unter meinem Äußeren und hätte es nicht gewagt — wenn nicht die große Sehnsucht —“ Gütig hörte sie mir zu und beachtete nicht mehr meinen fleckigen Anzug. Dann bot sie mir eine Erfrischung an, die ich gierig hinabschlang. Während sie draußen weilte, sah ich rundum. Nichts Wertvolles, nur Frauenkram. Wo machte sie das Geld haben? Ich näherte mich einem Kasten, der verschlossen schien. Da kam sie schon wieder und sah mich erstaunt an. Ich lobte die eingelegte Arbeit und empfing dann ein Buch von ihr, in das sie ihren Namen schrieb. In mir aber schrie es: Geld — Geld! Ich raffte alle meine Keckheit zusammen und gestand ihr, daß ich in momentaner Verlegenheit sei — die Bank geschlossen — und hätte doch noch geschäftlich hier zu tun. Morgen — sofort nach Öffnung der Bank —. Sie lächelte wieder gütig und holte aus dem Nebenzimmer die gewünschte Summe, dabei beruhigend: „Ich weiß, daß es in sicheren Händen ist — so etwas kann jedem von uns geschehen.“ Mit zitternden Händen nahm ich das Geld und entfernte mich bald. — Erst nach Jahren sahen wir uns wieder. Ich saß in der Strafanstalt, die ganz in der Nähe jener Stadt liegt. Dort arbeitete ich und begegnete ihr einmal. Ob sie mich erkannte? Es schien mir so. Zuerst hatte ich über die leichtgläubige Frau gelacht — dann mich bitter, bitter geschämt. Sie hatte mir so völlig vertraut! Und nie etwas zu meiner Entlarvung unternommen. Einem Dieb hatte sie die Hand gereicht, einem Heuchler und Dieb das schöne Buch geschenkt!

Auch das zweite mal handelte es sich um eine Frau. Ich war weit in der Welt draußen und lernte bei der Arbeit einen braven, jungen Menschen kennen. Der hatte mich sehr gern und vertraute mir alles an. Als ich erst heimfuhr, bat er mich, seiner Mutter, deren Wohnort ich auf der Reise berührte, die kleinen Ersparnisse zu bringen, die er gemacht. Ich nahm das Geld in Empfang, und es brannte mir in der Hand. Natürlich lieferte ich das Geld nicht ab, sondern schrieb einen Brief mit genau derselben Handschrift des Sohnes, der die Mutter um eine Unterstützung bat. Diesen Brief überbrachte ich der alten Frau, die Tränen der Rührung bei den „Schilderungen ihres Sohnes“ vergoß. Ich mußte alles genau von ihm berichten und wurde festlich bewirtet. Als ich gehen wollte, stand sie auf und nahm aus einer Lade ein kleines Büchelchen, darin Geldscheine lagen. Wir waren ganz allein, die Tür gleich neben mir. Ich entriß den alten abgearbeiteten Händen das Buch und entfloh. Auch diese Alte ließ mich weder verfolgen noch ausforschen. Als ich in Sicherheit war, nahm ich das Geld aus dem Buche. Dabei fielen meine Augen auf die Eintragungen der alten Frau. Armselige Einnahmen — sorgfältig gebuchte Ausgaben. Was erzählten die Rechnungen nicht alles! Entbehrungen, Liebe zum fernen Sohne, Sorgen vor der Zukunft. Und da war eine freche Hand gekommen und hatte, das Vertrauen niederschlagend, den kleinen Schatz geraubt. Dies war der zweite brennende Tropfen, der glühen wird bis zu meinem Tode. Die beiden Büchlein sind noch heute in meinem Besitz und mahnen mich an die zwei häßlichsten Taten meines Lebens.“

Der Gutsbesitzer hatte bis zum Schluß ganz leise gelesen. Das Sprechen schien ihn anzustrengen, denn sein Gesicht war grau. Der Arzt bestand darauf, daß er nun sein Lager aufsuche. Er tat es, um es nicht mehr zu verlassen. Eine Woche darauf war er tot, ausgelöscht, als hätten die Stürme den Stamm zerbrochen, heimliche Feinde ihn zernagt.

Er vermachte das Gut wohltätigen Zwecken. In seinem Nachlaß fand man unter Privatbriefen und persönlichen Schätzen auch zwei Bücher. Eins mit der Widmung einer bekannten Schriftstellerin, das andere war ein kleines, blaues Wirtschaftsbuch. In beiden standen die Worte: „Vergib uns unsere Schuld." — Da wußten die, die den Bekenntnissen des Straflings gelauscht hatten, wer der wirkliche Bekenner war. Der Pfarrer sagte leise: „Er hat gebüßt und gesühnt. Das Schicksal warf ihm das reiche Erbe zu, als er es nicht mehr genießen konnte. Vergeben auch wir ihm seine Schuld."

# Von Glocken und Glockenturm.

Glocken haben auch ihre Schicksale, und manchmal sind sie sehr wechselnd. In Thorn blühte die Kunst des Glockengusses. 1659 wurden für die St. Georgenkirche vor dem Kulmer Tor zwei schön verzierte Glocken gegossen. Die kleinere bekam die Umschrift: LAUDATE DOMINUM IN CIMBALIS BENE SONANTIBUS 1659, d. h. auf deutsch „Lobt den Herrn mit wohlklingenden Zimbeln" (Ps. 150,5) und die Inschrift:

AUS DEM
FEUER ICH
FLOS AUGUS
TINUS KOESCH
MICH GOS INT
ORN 1659.

1734 mußte die größere umgegossen werden. Damals tobte gerade der polnische Erbfolgekrieg, und Westpreußen, besonders Danzig und Thorn, hatten viel zu leiden, und zwar durch die Hintermächte beider Parteien, Frankreich und Rußland — Oesterreich abwechselnd. Wieder besorgte ein Thorner Meister die Umgießung. Davon zeugt die Umschrift: FRIEDERICUS BEK ME FECIT TORUNY ANNO 1734 JUNY, d. h. „Friedrich Beck machte mich zu Thorn im Juni 1734". Die Kriegsnot ließ den Glockengießer die Sehnsucht nach Frieden in die Glocke hineingießen. Die Inschrift lautet nämlich: **DANTISCVM PATITVR INVENIAT PAX CERTA BORVSSIS**, d. h. „Danzig leidet, mög' sich für Preußen der sichere Frieden doch finden." Die 13 fetten Buchstaben ergeben, richtig gestellt, ein sog. Chronostichon, die Jahreszahl MDCCXX(VV)X(VV)IIII = 1734. Nach dem 1811 erfolgten Abbruch der Georgenkirche verkaufte der Magistrat zu Thorn beide Glocken 1818 den evang. Stadtbewohnern von Rynarzewo (Netzwalde) für den Preis von 433 Thaler 10 gute Groschen. Am 9. August 1818 wurden sie hier in dem neben der neuen Kirche erbauten Glockenstuhl aufgehängt und durch den Pastor Wolff aus Labischin eingeweiht.

1919 wurde die große Glocke während der Kämpfe zwischen Polen und Deutschen von einer Gewehrkugel durchschossen.

Als die Kirche in Labischin erneuert und mit einem Turm versehen wurde, baten die Veteranen der Gemeinde ihren allerhöchsten Kriegsherrn um ein Gnadengeschenk zur Anschaffung einer großen Glocke. Diese Bitte wurde gewährt und die neue Glocke wurde „Kaiserglocke" genannt. Sie läutete am ersten Male am 26. März 1912. Ihre Umschrift lautet: „Tut Ehre jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König", und die Inschrift:

„Kaiserglocke läute
Uns ins Herz und Haus
Dem Glauben treu und treu der Heimat!
Haltet aus!"

Auf der größten der aus französischen Kanonen gegossenen Glocken in Schroda steht eine lateinische Inschrift, die auf deutsch lautet: „Die ich einst im Dienst des grausamen Kriegsgottes gestanden, bin nun umgegossen und rufe die Gläubigen zu ihrem Gotteshause."

In Birnbaum wurde 1696 ein neuer Glockenturm errichtet. In der Kirchenchronik steht darüber folgendes geschrieben: „Anno 1696 den 27. Juli ist unser anitzo neuer Glockenturm an unserer deutschen evangelischen Kirche gänzlich verfertiget und aufgehoben worden. Der Zimmermann, so denselben gebauet, hat geheißen M. Tobias Hermann aus Contrey Loga. Die ganze Höchte des Turmes mit den eisernen Stangen ist 89 Ellen, nämlichen der Rumpf 33 Ellen, das Durchsichtige ein jedes 9 Ellen, thun 18 Ellen, die Spitze 33 Ellen, die eiserne Stange 5 Ellen. Auch ist bei dem Heben der Meister mit sampt seinen Leuten gespeiset und getränket worden und wie der Meister den Knopf aufgesetzet, hat er bekommen ein ganzes neues Kleid, eine Mütze, ein Paar Strümpfe und ein Paar Schuhe, welches er auf dem Knopf sich alles angezogen."

Sein Salarium, was er zu bauen bekommen, ist folgendes:

| | | |
|---|---|---|
| An barem weißen Gelde | 120 | Rthlr. |
| An Korn | 12 | Schffl. |
| An Weizen | 1 | Schffl. |
| An Gerste | 3 | Schffl. |
| An Erbsen | 2 | Schffl. |
| An Bier | 12 | Tonnen |
| An Speck | 3 | Seiten |
| An Brack Schafen | 6 | Stück |
| An Salz | 1 | Viertel |
| An Butter | 15 | Rusmer |
| An Käse | 9 | Schock |



## Bunte Chronik



* **Er ist noch ein Anfänger!** Einem Reisenden wurde dieser Tage an einem westfälischen Bahnhofsschalter die Brieftasche mit einem Geldbetrag und einer Fahrkarte gestohlen. Es gelang nicht, des Täters habhaft zu werden. Bald darauf aber erschien ein junger Mann am Schalter und bat den Beamten, die nicht benutzte Fahrkarte zurückzunehmen. Der Beamte bat ihn in das Amtszimmer hinein. Gleichzeitig aber rief er einen Kriminalbeamten herbei und der stellte sehr bald fest, daß man es mit einem Dieb, der die Brieftasche gestohlen hatte, zu tun hatte. Als der Dieb festgenommen wurde, war er ganz verdutzt. Dann allerdings ging ihm ein Licht auf. „Ich wollte die verfluchte Fahrkarte nicht verfallen lassen", stieß er hervor. „Na, ja, man ist halt eben noch ein Anfänger."



## Rätsel-Ecke



### Verwandlungs-Aufgabe.

Nachstehende 11 Wörter sind durch Veränderung ihres Anfangsbuchstabens in ebensoviel Wörter anderer Bedeutung zu verwandeln: Korn, Eden, Halm, Dora, Ober, Plan, Angel, Kahn, Oder, Geld, Dose. Bei richtiger Lösung machen die neugewählten Initialen einen mit frohem Hoffen begrüßten Ankömmling namhaft.

*

### Buchstaben-Rätsel.



*

### Ausschnitt-Rätsel.

Wo ich zuerst mein Bräutchen lernte kennen?
Im Böhmerland (mein Wort nennt dir die Stadt),
Auch meines Bräutchens Namen wird dir's nennen,
Wenn Kopf und Fuß man ihm entrissen hat.

*

### Auflösung der Rätsel aus Nr. 33.

**Rösselsprung.**

Es steht eine Blume, wo der Wind weht den Staub,
blau ist ihre Blüte, aber grau ist ihr Laub.
Ich stand an dem Wege, hielt auf meine Hand,
du hast deine Augen von mir abgewandt.
Jetzt stehst du am Wege, da wehet der Wind,
deine Augen die blauen, vom Staub sind sie blind.
Da stehst du und wartest, daß ich komme daher,
Wegewarte, Wegewarte, du blühst ja nicht mehr.

Hermann Löns, Culm.

*

**Kreuzrätsel:** Biel — Beil — Blei — Leib.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.